

FOTO: FLICKR



Viele Kinder von psychisch
kranken Eltern fragen sich:
Bin ich schuld an ihrem Leiden.

wahrzunehmen“, beschreibt die Kinderpsychiaterin Frédérique van Leuven das Dilemma. Oft werde eine Pathologie erst mit der Einweisung ins Krankenhaus festgestellt. Für viele Kinder biete sich dann auch zum ersten Mal die Gelegenheit, offen über ihre Erlebnisse mit der psychischen Erkrankung ihrer Eltern zu reden - sofern jemand sie dazu ermuntert. „Das Leiden vieler Kinder beruht weniger auf der Krankheit ihrer Eltern als vielmehr darauf, dass sie nicht verstehen, was passiert“, so van Leuven. Wichtig ist deshalb auch, dass die Erwachsenenpsychiatrie adäquate Räumlichkeiten bietet, wo Eltern und Kinder sich begegnen können. „Kinder sollten in den Krankenhausaufenthalten miteinbezogen werden, indem man sie nach ihren Erlebnissen befragt und sie auch informiert“, meint van Leuven. Viele Kinder hätten eine Menge an Fragen: Bin ich schuld an der Krankheit? Wozu dienen die Medikamente? Wie hoch ist das Risiko, selbst einmal zu erkranken, in das tiefe Loch einer Depression zu stürzen oder Stimmen zu hören? Gerade diese Frage ist nicht unberechtigt, denn Studien haben gezeigt, dass Kinder von schizophrenen oder depressiven Eltern nicht nur durch die Situation zu Hause beeinträchtigt sind, sondern dass sie auch ein genetisches Risiko

tragen, selbst zu erkranken. „Bessere Netzwerke könnten verhindern, dass Kinder allzu leichtfertig in einer Pflegefamilie platziert werden“

„Bessere Netzwerke könnten verhindern, dass Kinder allzu leichtfertig in einer Pflegefamilie platziert werden“

Wird ein Elternteil in die Psychiatrie eingewiesen, dauert der Aufenthalt meist mehrere Monate - eine sehr belastende Situation für die familiäre Struktur. Wichtig ist dann, dass der gesunde Elternteil offen mit der Krankheit des Partners umgeht und ausgleichend wirkt. Falls es Engpässe in der Versorgung gibt, sind flexible Betreuungsmöglichkeiten vonnöten, um zu verhindern, dass Kinder in eine Pflegefamilie müssen. „Eine Platzierung bedeutet meistens einen schweren Bruch zwischen Eltern und Kind, vor allem, wenn sie länger andauert“, so Eric Ceusters, Psychiater und Verantwortlicher des Réseau Psy. Die Qualität der Bindung - auch zum erkrankten Elternteil - werde häufig unterschätzt. „Die Schwere einer Erkrankung stellt nicht zwangsläufig

die Elternschaft in Frage“, meint auch van Leuven. Statt Kinder zu platzieren, könnten vernetzte Strukturen bei der Organisation des Alltags helfen. Die Elternschaft wird von vielen Eltern als positive Erfahrung wahrgenommen. Problematisch seien eher die gesellschaftlichen Erwartungen: Psychische erkrankte Menschen stehen unter einem enormen Druck, sich als gute Eltern zu bewähren.

Doch es gibt auch Konstellationen, in denen es für die Kinder und Jugendlichen besser ist, wenn sie das Elternhaus verlassen können. „Ich hatte Fälle, wo der Leidensdruck von Kindern oder Jugendlichen irgendwann so groß wurde, dass sie darum baten, in ein Internat gehen zu können“, erzählt van Leuven. Dennoch sei es für viele nicht einfach, sich von psychisch erkrankten Eltern zu lösen. Dies gilt besonders für jene Kinder, die quasi die Elternrolle übernommen haben, die unter dem Druck stehen, Entscheidungen zu treffen, denen sich die erkrankten Eltern nicht mehr gewachsen fühlen. Einige geraten dann in enorme Loyalitätskonflikte. So etwa die sechzehnjährige Paula, die jahrelang den Haushalt für ihre Mutter besorgte. Als Paula sich verliebte und ausziehen wollte, eskalierte die Lage. Die Mutter fiel tiefer in ihren Wahnstrudel und drohte zu verwascheln.

Um Kinder und Jugendliche wie Paula, Marie oder Patrick in ihrer Autonomie zu stärken, bedarf es letztlich auch vernetzter Präventionsprojekte. „In Luxemburg fehlen flexible Modelle und Strukturen, wo Kindern geholfen werden kann, ohne dass sie selbst zu Patienten werden“, meint Marie-Jeanne Schon. Eine Möglichkeit hierzu ist unter anderem die Kunsttherapie. Kinder und Jugendliche können ihre Sorgen auf künstlerische Art und Weise ausdrücken - das hilft ihnen, Worte für das zu finden, was sie zu Hause erleben. Sie lernen dann auch andere Kinder kennen, die das gleiche Problem haben. Für Eric Ceusters vom Réseau Psy ist neben der Therapie auch die Pädagogik wichtig: „Viele Eltern wissen nicht, wie sie mit ihrem Kind umgehen sollen und sind verunsichert.“ Es gebe eine enorme Nachfrage in puncto Erziehung. „Es ist klar, dass hier etwas passieren muss“, so Eric Ceusters. „Die Psychiatriereform hat gut angefangen, aber sie ist noch lange nicht zu Ende.“